

Mark Twain
Prinz und Bettelknabe

MARK TWAIN

Prinz und Bettelknabe

Aus dem Englischen von Helene Lobedan

Mit 36 Illustrationen von Willy Planck

Anaconda

Titel der amerikanischen Originalausgabe: *The Prince and the Pauper* (1881). Die Übertragung von Helene Lobedan folgt der Ausgabe *Prinz und Bettelknabe. Eine Erzählung für die reifere Jugend*. Mit 8 Vollbildern und 28 Textillustrationen von Willy Planck. Sechste Auflage. Stuttgart: Loewes Verlag Ferdinand Carl o. J. [1925]. Orthografie und Interpunktion wurden auf neue deutsche Rechtschreibung umgestellt, überkommene grammatische und stilistische Eigenheiten behutsam modernisiert. Die Reproduktion der Illustrationen von Willy Planck (1870–1956) erfolgt ohne ausdrückliche Genehmigung, da ein Rechteinhaber trotz eingehender Bemühungen nicht ausfindig gemacht werden konnte. Rechtmäßige Ansprüche werden auf Anfrage abgegolten.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

© 2024 by Anaconda Verlag, einem Unternehmen
der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagmotive: Adobe Stock / xunantunich, Pablo Ramon;
Shutterstock / Ron and Joe

Umschlaggestaltung: www.katjaholst.de

Satz und Layout: www.paque.de

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7306-1454-9

www.anacondaverlag.de

Vorwort

Ich will eine Geschichte erzählen, die mir mein Vater erzählt hat, der sie von dem seinen gehört hatte, und dieser wieder von dem seinen; – und so rückwärts mehr denn dreihundert Jahre hatten die Väter diese Erzählung ihren Söhnen überliefert und sie so der Nachwelt aufbewahrt. Vielleicht ist es eine geschichtliche Tatsache, vielleicht nur eine Sage. Vielleicht hat es sich so zugetragen, vielleicht hat es sich nicht so zugetragen; aber es hätte so sein können. Vielleicht haben in alten Tagen weise und gelehrte Leute es geglaubt, vielleicht aber haben nur schlichte und ungelehrte Leute diese Geschichte geliebt und sie für wahr gehalten.

Die Art der Gnade weiß von keinem Zwang,
Sie träufelt wie des Himmels milder Regen,
Zur Erde unter ihr: zwiefach gesegnet:
Sie segnet den, der gibt und den, der nimmt:
Am mächtigsten in Mächt'gen zieret sie
Den Fürsten auf dem Thron mehr wie die Krone.

Der Kaufmann von Venedig

Inhalt

1. Kapitel. Die Geburt des Prinzen und des Bettelknaben	9
2. Kapitel. Toms Jugend	10
3. Kapitel. Tom lernt den Prinzen kennen	18
4. Kapitel. Des Prinzen Not beginnt	26
5. Kapitel. Tom als Königssohn	32
6. Kapitel. Toms Ratgeber	42
7. Kapitel. Die königliche Tafel	52
8. Kapitel. Das große Staatssiegel	57
9. Kapitel. Der Festzug auf der Themse	60
10. Kapitel. Die Leiden des Prinzen	64
11. Kapitel. In Guildhall	75
12. Kapitel. Der Prinz und sein Befreier	82
13. Kapitel. Der Prinz verschwindet	98
14. Kapitel. »Le roi est mort, vive le roi!«	103
15. Kapitel. Tom als König	118
16. Kapitel. Die öffentliche Tafel	132
17. Kapitel. Foo-Foo der Erste	136
18. Kapitel. Der Prinz unter den Landstreichern	150

19. Kapitel. Der Prinz im Bauernhaus	160
20. Kapitel. Der Prinz und der Einsiedler	168
21. Kapitel. Hendon! Zu Hilfe!	177
22. Kapitel. Ein Opfer des Verrats	182
23. Kapitel. Der Prinz als Gefangener	190
24. Kapitel. Die Flucht	194
25. Kapitel. Hendon Hall	198
26. Kapitel. Verleugnet	208
27. Kapitel. Im Gefängnis	214
28. Kapitel. Das Opfer	227
29. Kapitel. Nach London	232
30. Kapitel. Toms Erlebnisse	234
31. Kapitel. Der Huldigungszug	238
32. Kapitel. Der Krönungstag	246
33. Kapitel. Eduard als König	262
Schluss. Gerechtigkeit und Vergeltung	273
Erläuternde Anmerkungen	277



I. KAPITEL

Die Geburt des Prinzen und des Bettelknaben

An einem Herbsttag im zweiten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts wurde in der alten Stadt London einer armen Familie namens Canty ein Knabe geboren; und sie freute sich gar nicht über diesen Zuwachs.

Am selbigen Tag wurde ein anderes englisches Kind geboren und zwar der mächtigen Familie Tudor, die diesen Knaben heiß ersehnt hatte. Ganz England hatte nach ihm verlangt. England hatte den Knaben so erwünscht, so auf ihn gehofft, Gott um seinetwillen so heiß angefleht, dass, als er nun wirklich da war, die Leute vor Freude beinahe von Sinnen waren. Selbst diejenigen, die einander nur oberflächlich kannten, herzten und küssten sich und vergossen Freudentränen. Der Tag wurde ein Feiertag für alle: Hoch und Gering, Reich und Arm tafelten, tanzten und sangen, und waren sehr gerührt; und das dauerte mehrere Tage und Nächte lang. Bei Tag bot

London einen prächtigen Anblick dar, denn von jedem Dach und jedem Balkon wehten bunte Fahnen, und glänzende Festaufzüge durchzogen die Straßen. Abends war das Schauspiel nicht minder sehenswert, denn an jeder Ecke brannten große Freudenfeuer, und Scharen von Zechern hatten sich um sie gelagert. In ganz England redete man von nichts anderem als dem neugeborenen Kind, Eduard Tudor, dem Prinzen von Wales, der, in Seide und Atlas gehüllt, nichts von dieser großen Aufregung merkte, nicht wusste, dass vornehme Herren und Damen ihn pflegten und bewachten – und wenn er es gewusst, sich nichts daraus gemacht hätte. Von dem anderen Knaben, Tom Canty, der in Lumpen gebettet war, redete niemand außer seiner Familie, der er zur Last fiel.

2. KAPITEL

Toms Jugend

Überspringen wir eine Reihe von Jahren.

London war fünfzehnhundert Jahre alt und war, nach damaligen Begriffen, eine große Stadt. Es hatte einhunderttausend Einwohner – oder, wie einige Leute meinen, noch einmal so viel. Die Straßen waren sehr schmal, winkelig und unsauber, besonders in der Gegend, wo Tom wohnte, nämlich unweit der Londoner Brücke. Die Häuser bestanden aus Holz; das zweite Stockwerk überragte das Untergeschoss, und das dritte Stockwerk lehnte sich über das zweite vor. Je höher die Häuser wurden, desto breiter baute man sie. Sie hatten ein Gerippe von Fachwerk mit festem Mauerwerk dazwischen, das mit Mörtel übertüncht war. Die Balken aber malte man rot, blau oder schwarz an, je nach dem Geschmack des Besitzers,



und das gab den Häusern ein sehr malerisches Ansehen. Die Fenster waren klein, mit Butzenscheiben geschlossen; sie hingen in Angeln und öffneten sich nach außen wie Türen.

Das Haus, in dem Toms Vater wohnte, lag in einem schmutzigen Sackgässchen, das man Kehrrechtshof nannte, seitwärts von Pudding Lane. Es war ein kleines, verkommenes und baufälliges Haus, doch dicht gedrängt wohnte das elendeste Bettelvolk darin. Die Familie Canty bewohnte eine Stube im dritten Stock. Für den Vater und die Mutter stand ein Bett in der einen Ecke; in Bezug auf den Platz waren Tom, seine Großmutter und seine beiden Schwestern nicht beschränkt, sie hatten den ganzen Fußboden zu ihrer Verfügung und konnten schlafen, wo sie wollten. Sie hatten ein paar zerlumpte Decken und etwas altes schmutziges Stroh, doch konnte man dies berechtigterweise nicht Betten nennen, denn man warf das Ganze morgens auf einen Haufen und sie nahmen sich nachts davon zum Gebrauch, so viel ein jeder erwischen konnte.

Bet und Nan waren Zwillinge und jetzt fünfzehn Jahre alt, gutmütige Mädchen, ungewaschen, zerlumpt und unwissend. Die Mutter war wie sie. Aber der Vater und die Großmutter waren von Grund auf böse. Oft waren sie betrunken und dann prügelten sie einander oder jedweden, der ihnen in den Weg kam; und einerlei, ob sie betrunken oder nüchtern waren, führten sie beständig Schimpfworte oder Flüche im Munde. John Canty war ein Dieb und seine Mutter eine berufsmäßige Bettlerin. Auch die Kinder mussten betteln, aber zum Stehlen ließen sie sich nicht verleiten. Unter diesem abscheulichen Gesindel, aber ohne zu ihm zu gehören, wohnte ein guter, alter Priester, den der König mit einer ganz geringfügigen Pension von Haus und Hof verjagt hatte, und der sich im Geheimen

der Kinder annahm und sie gute und nützliche Dinge lehrte. Von Vater Andreas lernte Tom etwas Latein, auch Lesen und Schreiben; und er würde die letzteren Fertigkeiten auch den Mädchen beigebracht haben, aber diese fürchteten von ihren Genossen verspottet zu werden, wenn sie sich Kenntnisse aneigneten, die für ihren Stand ungewöhnlich waren.

Überall im Kehrrechtshof ging es so zu wie bei Cantys. Trunkenheit, Zank, Gewalttätigkeit gab es den ganzen Tag lang und bis tief in die Nacht hinein; und blutige Köpfe waren dort so alltäglich wie der Hunger. Trotzdem fühlte sich Tom nicht unglücklich. Er hatte es schlecht, aber er wusste es nicht. Denn den anderen Jungen in seiner Umgebung ging es nicht anders, und darum meinte er, so wäre es recht und gut. Kam er abends mit leeren Händen heim, wusste er, dass sein Vater ihn auszanken und prügeln würde, und dass, wenn der fertig wäre, die böse Großmutter damit anfangen und es noch ärger treiben werde. Dann würde spät in der Nacht seine arme, schwache Mutter sich zu ihm schleichen und ihm ein Stückchen trockenes Brot zustecken, das sie für ihn beiseite geschafft hatte und lieber selbst hungrig zu Bett gegangen war, obwohl sie bei diesem verbotenen Bemühen oft von ihrem Ehemann abgefasst wurde und arge Schläge dafür erhielt.

Nein, Tom fand sein Leben gar nicht so übel, besonders im Sommer nicht. Er bettelte nur gerade so viel, um zu Hause nicht gar zu arg misshandelt zu werden, denn auch die Gesetze gegen die Bettelei waren hart und mit schweren Bußen belegt. Es blieb ihm viel Zeit, den schönen Geschichten und Sagen des guten Vaters Andreas zu lauschen, der von Riesen und Feen, Zwergen und Geistern, Zauberschlossern, mächtigen Königen und edlen Prinzen zu erzählen wusste. Sein Kopf füllte sich mit diesen Wunderdingen, und manche Nacht, wenn

er im Dunkeln auf dem harten, übel riechenden Stroh lag, müde, hungrig, zerschlagen und von Schmerzen gequält, ließ er seiner Einbildungskraft freien Lauf und vergaß sein Leid, indem er sich das Wohlleben eines verwöhnten Prinzen in seinem Königsschloss ausmalte. Allmählich bemächtigte sich seiner ein Wunsch bei Tag und bei Nacht: Er wollte einen wirklichen Prinzen mit eigenen Augen sehen. Das sprach er einmal gegenüber seinen Spielgefährten vom Kehrrechtshof aus, aber sie verhöhnten und verspotteten ihn so unbarmherzig, dass er seitdem seine Hirngespinnste für sich behielt.

Nun las er des Priesters alte Bücher wieder und wieder und ließ sich alles noch ausführlicher erzählen, und das Lesen und Nachdenken darüber bewirkte bei ihm mit der Zeit eine Veränderung. Jene Märchengestalten gefielen ihm so sehr, dass er sich seiner Lumpen und seines Schmutzes schämte, und sich wünschte, reinlicher zu sein und bessere Kleider zu tragen. Zwar spielte er noch auf der schmutzigen Straße, und gern sogar; aber wenn er in der Themse herumpaddelte, tat er es nicht nur, weil es so lustig dabei herging, sondern auch wegen der reinigenden Wirkung des Bades.

Tom fand immer Unterhaltung, wenn er entweder zum Maibaum in Cheapside oder auf die Jahrmärkte ging. Ab und zu sah er, so wie die übrige Londoner Bevölkerung auch, die Entfaltung der Kriegsmacht, wenn ein unglücklicher Staatsgefangener zu Land oder zu Schiff zum Tower gebracht wurde. Eines Tages sah er auch die arme Anna Askew und drei Männer auf einem Scheiterhaufen in Smithfield verbrennen und hörte einen ehemaligen Bischof darüber eine Predigt halten, die er nicht verstand. Ja, es fehlte Toms Leben nicht an Abwechslung, und er fand es im Ganzen recht vernünftig.

Das Lesen und Nachsinnen über das Leben eines Fürstensonns übten eine so starke Wirkung auf Tom aus, dass er unbewusst anfang, sich so zu benehmen, als ob er ein Prinz wäre. Seine Reden und sein Betragen wurden ungewöhnlich feierlich und höflich zur höchsten Bewunderung und Verwunderung seiner nächsten Freunde. Dabei aber nahm Toms Einfluss auf seine jugendlichen Genossen täglich zu, und sie blickten mit Staunen zu ihm auf, wie zu einem höheren Wesen. Er erschien ihnen so reich an Kenntnissen, und er tat und sagte so merkmürdige Sachen, und dabei war er so klug und nachdenklich! Toms Reden und Tun wurde durch die Knaben ihren Eltern hinterbracht, und diese fingen auch an, Tom Canty für einen sehr klugen und außergewöhnlich begabten Jungen zu halten. Erwachsene Leute wendeten sich an Tom, wenn sie in Verlegenheit waren und wunderten sich über den Witz und Scharfsinn seiner Ratschläge. So wurde er überall wie ein Wunder bestaunt, nur nicht in seiner eigenen Familie – die fand gar nichts Besonderes an ihm.

Ganz im Stillen richtete sich Tom einen Hofstaat ein. Er war der Prinz, seine Spielgefährten ernannte er zu seiner Leibwache, zu Kammerherren, Stallmeistern, Hofdamen und Hofherren. Der falsche Prinz umgab sich mit einem weitschweifigen Zeremoniell, das er den Märchenbüchern entlehnt hatte: Täglich wurden die Staatsangelegenheiten des erträumten Königreichs im Staatsrat verhandelt, und täglich erteilte der kleine Fürst Befehle an sein nur in der Fantasie vorhandenes Kriegsheer, seine Flotte und seine Statthalter. Morgens ging er wieder in seinem zerlumpten Rock aufs Betteln aus, verzehrte sein trockenes Brot, ertrug Püffe und Scheltreden, streckte sich auf das elende Strohlager und war dann im Traum ein Prinz.

Und immer wuchs sein Verlangen, einmal einen wirklichen Prinzen leibhaftig vor sich zu sehen; mit jedem Tag, jeder Woche nahm es zu, bis es alle anderen Wünsche verdrängte und zu einer alles beherrschenden Leidenschaft wurde.

Als er an einem Januartag wieder betteln gegangen war, wandelte er stundenlang frierend und barfüßig trübselig zwischen Mincing Lane und East Cheap hin und her und betrachtete die an den Fenstern der Garküchen ausgestellten Speisen, die an und für sich gar nicht begehrenswert waren; doch für ihn schienen sie Leckerbissen, eines Engels würdig, und er urteilte nur nach dem Geruch, denn er hatte noch nie etwas Ähnliches zu essen bekommen. Der Regen rieselte kalt herunter, die Luft war grau, ein melancholischer Tag. Abends kam er so nass, erschöpft und hungrig heim, dass sein kläglicher Zustand selbst dem Vater und der Großmutter auffiel und sie ihm ihr Mitgefühl auf ihre Weise ausdrückten: Das heißt, sie gaben ihm gleich ein paar Püffe und schickten ihn schlafen. Lange Zeit noch hielten ihn Schmerz und Hunger sowie der im Haus tobende Lärm wach, aber schließlich entschwebten seine Gedanken in das Land der Träume, und er meinte, an der Seite von gold- und edelsteingeschmückten Königskindern zu schlummern und Diener zu haben, die ihm mit tiefen Verbeugungen aufwarteten oder seine Befehle mit Windeseile vollzogen. Und zuletzt träumte er wie gewöhnlich, dass er selbst ein Prinz wäre.

Die ganze Nacht hindurch währte diese Herrscherwonne. Er bewegte sich zwischen vornehmen Herren und Damen, ein Lichtmeer umfloß ihn; er atmete Wohlgerüche, köstliche Musik tönte an sein Ohr, und mit einem Lächeln oder einem gnädigen Neigen seines fürstlichen Hauptes beantwortete er die ehrfurchtsvolle Begrüßung der glänzenden Menge, die zu beiden Seiten vor ihm zurückwich.



Als er morgens aufwachte und seine armselige Umgebung betrachtete, wirkte jener Traum wieder wie gewöhnlich: Ihm erschien sein Zustand noch tausendmal schlimmer. Da überfielen ihn Bitterkeit, Herzeleid und Tränen.

3. KAPITEL

Tom lernt den Prinzen kennen

Hungrig stand Tom auf, und hungrig ging er fort, die Gedanken noch ganz von der leeren Herrlichkeit seines Traumes erfüllt. Er schlenderte durch die innere Stadt hin und her, ohne darauf zu achten, wo er war, oder was um ihn vorging. Die Leute liefen gegen ihn und manche riefen ihm unwirsch Scheltworte zu, aber der Träumer merkte nichts davon. So kam er allmählich nach Temple Bar – so weit hatte er sich in dieser Richtung noch nie von zu Hause entfernt. Er blieb einen Augenblick stehen und überlegte; dann versank er wieder in seine Grübeleien und ließ die Mauern Londons hinter sich. Damals war der Strand kein Landweg mehr; er hielt sich selbst schon für eine Straße, wenn auch keine vollständige, denn obwohl die eine Seite von einer beinahe ununterbrochenen Reihe von Häusern eingefasst war, standen auf der anderen nur zerstreut einige große Gebäude, Paläste reicher Edelleute, von schönen, großen Parkanlagen umgeben, die sich bis zum Fluss herunterzogen, Grundstücke, die heutzutage eng bedeckt mit düsteren Häusern sind.

Tom gelangte ins Dorf Charing und rastete an dem schönen Kreuz, welches hier ein trauernder König errichtet hatte. Dann schlenderte er einen einsamen lieblichen Weg entlang, an des großen Kardinals stattlichem Wohnsitz vorüber auf ein noch mächtigeres, Ehrfurcht gebietendes Schloss zu – das war Westminster.

Mit frohem Staunen betrachtete Tom das ungeheure Gebäude, die weitausgreifenden Flügel, die finsternen Türme und Zinnen, das hohe, steinerne Portal mit dem vergoldeten Gitter und dem prächtigen Aufbau der riesigen Granitlöwen und den

anderen Zeichen und Sinnbildern der englischen Königsmacht. Sollte endlich das Verlangen seiner Seele gestillt werden? Denn das dort war ein Königsschloss. Konnte Tom nicht hoffen, wenn der Himmel ihm gnädig war, nun auch einen leibhaftigen Prinzen zu sehen?

An jeder Seite des goldenen Gitters stand eine lebende Bildsäule, nämlich ein hoch aufgerichteter, stattlicher und regungsloser Kriegermann, von Kopf bis Fuß in eine blanke Stahlrüstung gekleidet. In ehrfurchtsvoller Entfernung hielten sich viele Städter und Bauersleute auf und warteten darauf, etwas von der königlichen Herrlichkeit zu sehen. Prächtige Kutschen mit prächtig gekleideten Insassen und prächtig gekleideten Dienern draußen auf dem Bock fuhren durch die verschiedenen mächtigen Einfahrten, die zu dem Wohnsitz des Königs führten.

Der arme, zerlumpte kleine Tom trat näher und schlich, klopfenden Herzens und mit steigender Hoffnung, langsam und schüchtern an den Schildwachen vorbei, als seine Augen durch die goldenen Stäbe ein Schauspiel erblickten, bei dem er vor Freude beinahe laut aufgejauchzt hätte.

Hinter dem Gitter stand ein munterer Knabe, frisch und gebräunt durch kräftige Bewegung im Freien. Er war gar schön in Seide und Atlas gekleidet und strahlte vor Juwelen. An der Seite trug er einen kleinen mit Edelsteinen besetzten Degen und einen Dolch, zierliche Schuhe an den Füßen mit roten Absätzen und keck auf dem Kopf eine karmesinfarbene Mütze mit wallenden Federn, die durch ein großes, blitzendes Kleinod festgehalten wurden. Mehrere reich gekleidete Herren standen in seiner Nähe, ohne Zweifel seine Dienerschaft. Ja, das musste ein Prinz sein, ein lebendiger, wirklicher Prinz, das stand fest – und das Gebet des Bettelknaben hatte endlich Erhörung gefunden.